

one of the implications of the women's experience shared is the profound complexity, ambivalence and discrepancy in the self-attitude to the rest of the world. I would like to mention merely one of the most common examples manifest in women of various social status – a statement of egalitarian gender views coexisting with a simultaneous rejection of feminism (as disrupting the “natural” social order) and a corresponding adherence to traditional roles and relationships in the family. In a word, the autobiographical stories afford a “close up” look into the combination of gender ideologies and gender practices (within the family and outside it). Dwelling upon such socially significant themes as the combination of professional and family roles, women's poverty and labour discrimination, these stories offer the opportunity to cast light upon other themes less looked into as for instance those of (self)sacrifice, speechlessness and submission as elements of womanhood construction. In the analysis of the latter, the interviewees' subjective experience and authentic language are of major importance; as a matter of fact, the book's powerful effect upon the reader is largely due to the language.

In spite of the sadness in *their own voices*, I regard the appearance of this collection as a good sign of the changing situation in Bulgarian society and Bulgarian social sciences. It is yet another serious attempt to draw attention to the women theme which will stimulate future anthropological, historical, sociological and ethnographical studies.

Ana Luleva, Sofia

Gunilla-Friederike Budde, **Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975** (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 162). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 446 S., EUR 49,90, ISBN 3-525-35143-7.

Aus ihrer „gewichtigen“ – so die Autorin – Habilitationsschrift (2001, Freie Universität Berlin) destillierte Gunilla-Friederike Budde ein „schlankes Buch.“ Im Zentrum der Untersuchung rund um Akademikerinnen in der DDR steht das Verhältnis von Emanzipationsrhetorik und Emanzipationsrealität. Kernfragen sind, wo Akademikerinnen ideologisch und real platziert waren beziehungsweise wo sie sich selbst platzierten/platzieren konnten – wie sie Zuweisungen, die vorwiegend von staatlicher Seite kamen, annahmen, veränderten oder verwarfen. Die Historikerin schließt sich dabei an die neuere DDR-Geschichtsforschung an und verknüpft diese mit einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive. Sie überprüft und relativiert auf die DDR bezogene Thesen von Wandel und Kontinuitätsbruch, stellt dazu konsequenterweise Rückblicke, insbesondere in die NS-Zeit, und Vergleiche mit der BRD an. Budde plädiert dafür, gängige historische Periodisierung nach geschlechtergeschichtlichen Aspekten zu differenzieren. So bedeutet für Akademikerinnen in der DDR die Phase von 1949 bis 1961 nicht so eindeutig Aufbau, die Zeit von 1961 bis 1968/71 hingegen Konsolidierung usw. Die erfahrungs- und kulturgeschichtliche Analyse soll die Grenzen und Selbstbegrenzungen der Diktatur aufzeigen, also deren poröse Stellen, Konfliktlinien, kulturelle Resistenzbereiche, Nischen, individuelle „Handlungsspielräume“ und Formen der Verweigerung.

Zu Buddes großem Quellenfundus gehören daher neben offiziellem Material und neben Verordnungen, Verlautbarungen, Sitzungsprotokollen, Korrespondenz von Partei und Organisationen, Ministeriumsakten, Stellungnahmen usw. auch Eingaben von Bürgerinnen und Bürgern (Bittschreiben, Beschwerden, Reaktionen von Gerügten, Abgewiesenen usw.) und Interviews. Einbezogen werden weiters Meinungsumfragen, Texte aus (staatlich gelenkten) Medien, den Frauenzeitschriften *Frau von heute* und *Für Dich*, sowie Romane und Spielfilme.

Die Interviews kommen für mich persönlich zu kurz: Eher vereinzelt werden knappe Passagen zwischen andere Quellen gereiht, manchmal nur illustrativ eingesetzt. Über Methodisches ist wenig zu erfahren, lebensgeschichtlich angelegt waren die Gespräche jedenfalls. Im Vorwort schreibt Budde, dass die „erzählfreudigen und gastfreundlichen, vergangenheitsstolzen und zukunftsbejahenden“ Frauen „Geschichte lebendig“ machten und ihrer Historiografie „Gesichter und Stimmen“ (11) gaben. Den 446 Seiten dort und da ein wenig Farbe und Leben einzuhauchen, scheint Hauptaufgabe der Interviews.

Die Studie ist also auf zwei Ebenen – Diskurs und Empirie – angelegt, es wird versucht, Diskurse und deren Auswirkungen zu verschränken. Empirie meint folglich, zu erheben, inwieweit „das Gerede“ über Akademikerinnen mit der realen Entwicklung quantitativ und qualitativ übereinstimmte. Auf der Diskursebene bezieht Budde das gesamte Spektrum akademischer Berufe und der Frauenerwerbsarbeit allgemeiner ein, empirisch konzentriert sie sich auf vier Professionen: Lehrerinnen, Wissenschaftlerinnen, Ärztinnen und Richterinnen.

Eine sozialistische „Intelligenz“ sollte in der DDR das alte Bildungsbürgertum (die Akademiker) ablösen. Das war nicht so einfach, die Intelligenz galt als problematische Gruppe, ähnlich wie Frauen allgemein. Folgerichtig schienen Akademikerinnen als besonders problematisch. Die staatliche/offizielle Einstellung ihnen gegenüber war ambivalent, schwankte zwischen den Extremen Achtung und Ächtung. Aufgrund einer Nähe zur Bürgerlichkeit waren Akademikerinnen (bis weit in die 1970er Jahre wurden darunter auch Hochschulabsolventinnen und Akademiker-Gattinnen subsumiert) suspekt, sie wurden als politisch unzuverlässig eingestuft; andererseits schätzte man ihr kulturelles Kapital und schrieb ihnen die Rolle der Mittlerinnen zwischen den Klassen zu. Akademikerinnen wurden hofiert und kontrolliert und waren stets Gegenstand der Politik.

Zwar hatte sich die DDR-Frauenförderung auf die Fahnen geschrieben, doch Klasse rangierte beim Elitenwechsel klar vor Geschlecht. An den staatlich besonders geförderten Arbeiter- und Bauern-Fakultäten, so zeigt Budde mithilfe von Statistiken, war der Frauenanteil besonders niedrig. Da – wie früher und anderswo – vor allem bürgerliche Töchter ein Studium ergriffen, schloss die zunehmende Bindung des Hochschulzugangs an soziale Kriterien Frauen tendenziell aus. Auch die traditionell eingespielte Fächerwahl war nicht nachhaltig durch staatliche Lenkungsversuche zu verändern. Die hohen Zulassungszahlen für technische und naturwissenschaftliche Fächer bewirkten nicht, dass Frauen sich stärker in diese Richtungen orientierten – sie verzichteten eher auf ein Studium. Diese Verliererinnen kommen in Buddes Analyse leider nicht mehr vor; ihre Interviewpartnerinnen haben alle einen Abschluss, in den untersuchten Diskursen war diese Frauengruppe offenbar kein Thema.

In Anschluss an Studium und Ausbildungswege stellt die Autorin Karrierewege und -möglichkeiten für Wissenschaftlerinnen, Ärztinnen, Richterinnen und Lehrerinnen vor. Im Mittelpunkt stehen hier weniger die Alltage der Akademikerinnen innerhalb und außerhalb ihrer Profession, wenngleich – vor allem aus den Eingaben von Betroffenen – unter anderem deutlich wird, welchen enormen Aufwand Versorgungs- und Familienarbeit in der DDR bedeutete. Zentral ist das Verhältnis zwischen Staat und Hochschulabsolventinnen: Welche Strategien waren erfolgreich, welche Konstellationen günstig, worüber wurde kommuniziert und wie.

Von Seiten des Staates wurde den hier gewählten Berufen unterschiedliches Prestige verliehen, und auch in der Bevölkerung genossen Lehrer-, Richter- und Ärzteschaft sowie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen je unterschiedlich hohes Ansehen. ÄrztInnen rangierten imagemäßig ganz oben und blieben von staatlichen Vorgaben relativ unbeschadet; ihre Dienste waren immer sehr gefragt und von daher waren sie als soziale Gruppe mächtig. Ihr Lebensstil – vorwiegend bürgerlich – blieb weitgehend der alte. Für Frauen besonders unglücklich wandelte sich der Lehrerberuf. Um schnell zu ideologisch adäquaten „Neulehrern“ zu kommen, verkürzte man die Ausbildung und warb insbesondere um Frauen. Dequalifizierung und stetiges Anwachsen staatlichen Einflusses fielen mit der Zunahme von Frauen in diesem Feld zusammen. Während Lehrerinnen offiziell heroisiert wurden, erfuhren sie gesellschaftliche Geringschätzung. Frauen im Richterberuf sollten ganz besonders den Neuanfang der DDR verkörpern. Die obersten Etagen blieben Frauen generell versperrt, vor allem Richter- und Arztberuf diversifizierten sich intern, Frauen blieben die weniger prestigeträchtigen Bereiche – zum Beispiel die Arbeit in Familien- und Jugendgerichten oder in der Medizin die Sparten Gynäkologie und Pädiatrie. Akademische Professionen, in denen Frauen Fuß fassen konnten, wurden „familiarisiert“. Zum einen rechtfertigten die „mütterliche Richterin“, die „einfühlsame Ärztin“ und die „liebvolle Lehrerin“ den Berufszugang von Frauen, zugleich verhinderte diese geschlechtsspezifische Ausdifferenzierung die völlige Erosion traditioneller Zuständigkeiten (für Versorgungs- und Beziehungsarbeit, für Moral und Erziehung usw.).

Am sperrigsten erwies sich der Hochschulbetrieb. Unter anderem wurden dort an Frauen höhere Qualifikationsanforderungen gestellt; was belegt, dass Dequalifizierung und Feminisierung nicht zwingend zusammenfallen. Die Feminisierung verlief also in den vier Untersuchungsfeldern unterschiedlich: Bei Lehrerinnen und Ärztinnen setzte sich ein Trend fort, bei der Richterschaft war die stärkere Frauenpräsenz neu, aber nicht umfassend, in der Wissenschaft schafften es Akademikerinnen nur in die unteren Etagen. Unterschiedlich sind auch die Grade von Strukturverschiebung und Traditionsbrüchen. Alles in allem rangierte auch in der DDR familiärer Erfolg von Frauen vor beruflichem. Dennoch war die Nur-Hausfrau verpönt, zugleich waren Kinderbetreuungsplätze knapp usw., was das Leben für Frauen ebenso wenig vereinfachte wie die Tatsache, dass Privilegien oft kontraproduktiv wirkten. Möglichkeiten wie der „Hausarbeitstag“ oder das „Babyjahr“ wurden vielfach nicht in Anspruch genommen, weil in der Öffentlichkeit den Frauen negativ ausgelegt und konkret gegen Frauen verwendet. Zahlreich setzten sich Akademikerinnen Vorwürfen wie Protektion, Egoismus, Vermännlichung (die „ostdeutschen Mannweiber“ waren beliebtes Sujet westdeutscher Kalter-Kriegs-Propaganda) nicht aus und verweigerten die ihnen zgedachten Karrieren.

Budde macht mit ihrer Studie über Akademikerinnen in der DDR die Grenzen staatlich gesteuerter Gleichberechtigungspolitik deutlich und zeigt, wie dauerhaft Traditionen – Geschlechterbilder und -rollen etwa – in der Gesellschaft verankert sein können. Eine Politik, die Frauen als Manövriermasse sieht und sie je nach Bedarf nah oder fern der männlichen Norm ansiedelt, bietet ebendiesen Frauen einen nicht zu unterschätzenden individuellen Handlungsraum. Gegen staatliche Intentionen, doch mithilfe staatlich vorgegebener Normen und Argumentationen versuchen sie ihre Interessen durchzusetzen, ihre Möglichkeiten zu erweitern. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf den interaktiven Charakter von Herrschaft im Allgemeinen. Viele Quellenpassagen vermitteln intensive Eindrücke, die Quellenvielfalt ergibt insgesamt ein interessantes Bild. Anhand von Romanauszügen macht Gunilla-Friederike Budde beispielsweise nachvollziehbar, wie sich in den siebziger Jahren eine autonome Gegenöffentlichkeit im „Leseland DDR“ bildete, nicht zuletzt unter dem Einfluss von so genannter Frauenliteratur. Diese lieferte nicht nur Weiblichkeitsbilder nach ökonomischem und ideologischem Bedarf. An anderen Stellen fällt die Analyse im Vergleich zur Quellendarstellung knapp aus, zugleich werden Erkenntnisse wiederholt mitgeteilt. Am interessantesten fand ich Passagen konzentrierter Interpretation durch die Autorin. Selbst wenn hier einmal von „weibliche[m] Eigensinn“ (121) die Rede ist und wenn die Beobachtung, dass sämtliche Interviewpartnerinnen selbstgebackene Kuchen anboten, Budde als Indiz für die verinnerlichte Haltung von Akademikerinnen dient, auch hausfrauiche Leistungen präsentieren zu müssen (367, Fn. 233). Interessiert hätte mich noch die Position der Autorin zu ihrem Thema, etwa ihre Motivation zu dessen Bearbeitung und eine Reflexion der Bedeutung ihrer Forschungsarbeit für das eigene Akademikerin-Sein.

Nikola Langreiter, Wien

Johanna Gehmacher, Elizabeth Harvey, Sophia Kemlein Hg., **Zwischen Kriegen. Nationen, Nationalismen und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa 1918–1938** (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau 7). Osnaabrück: fibre Verlag 2004, 259 S., 9 Abb., EUR 29,80, ISBN 3-92975-948-9.

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Beiträge zu der im Mai 2000 in Obozyne bei Warschau abgehaltenen Tagung „Between Wars: Nations, Nationalisms, and Gender Relations in Central and Eastern Europe 1918–1939“, die vom *Deutschen Historischen Institut* (DHI) *Warschau* und dem *Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien* veranstaltet wurde. Überwiegend HistorikerInnen sind es, und bis auf eine Ausnahme Frauen, die das Zusammenwirken von Geschlecht und Nation(alismus) ins Auge fassen. Mittel- und Osteuropa ist laut Buchtitel der regionale Rahmen, der aber keineswegs als fixiert verstanden wird: Acht der insgesamt sechzehn Artikel betreffen Polen, darüber hinaus geht es um Tschechien, Weißrussland, Finnland, Schweden, Deutschland, Jugoslawien und wenn man so will Großbritannien – wiewohl hier Virginia Woolf den Anknüpfungspunkt bildet, die sich als Frau nicht einer Nation zugerechnet wissen will, sondern die ganze Welt als ihr Land beansprucht.